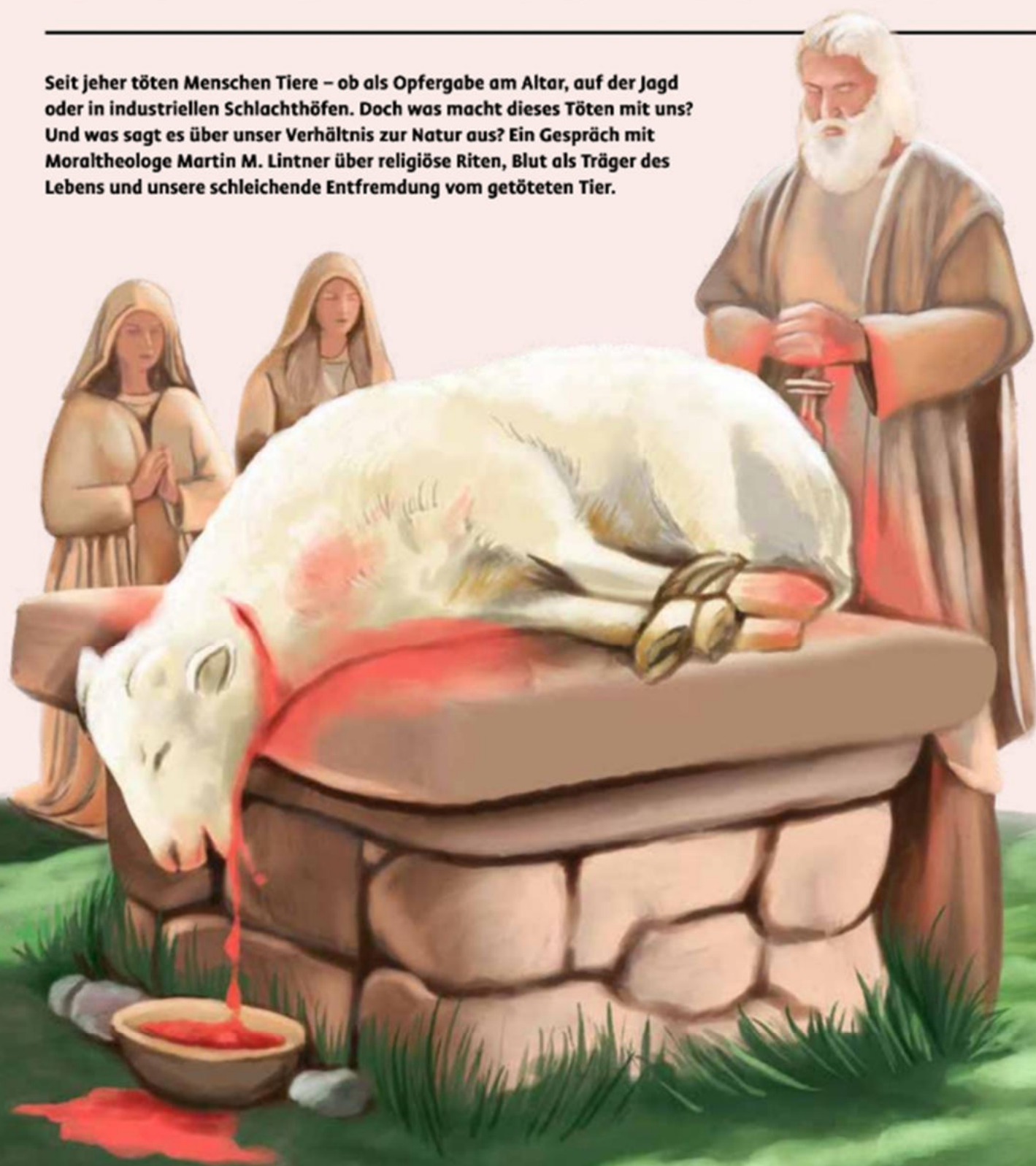


SCHLACHTUNG UND GEWISSENSBISS

Seit jeher töten Menschen Tiere – ob als Opfertgabe am Altar, auf der Jagd oder in industriellen Schlachthöfen. Doch was macht dieses Töten mit uns? Und was sagt es über unser Verhältnis zur Natur aus? Ein Gespräch mit Moraltheologe Martin M. Lintner über religiöse Riten, Blut als Träger des Lebens und unsere schleichende Entfremdung vom getöteten Tier.



zebra.: Herr Lintner, wie sollen wir schlachten?

Martin M. Lintner: Am besten soll man gar nicht schlachten. Ich würde mir eine Gesellschaft wünschen, in der wir auskommen, ohne Tiere töten zu müssen. Aber wenn man es nicht verhindern will oder kann, dann soll es für das Tier zumindest schmerz- und stressfrei geschehen.

Die Art des Tötens war schon immer eine zentrale Frage, quer durch die Kulturen und Epochen hindurch. Warum ist das so?

Ich denke, dass die Gesellschaften früher ein großes Unrechtsbewusstsein gegenüber dem getöteten Tier hatten. Viele Traditionen und Opferhandlungen haben sich dann als Form der versuchten Wiedergutmachung herausentwickelt. Dort, wo die Lebensordnung durch die Tötung zerstört wurde, musste sie auch wiederhergestellt werden. In manchen indigenen Kulturen gibt es die Vorstellung, dass hinter jedem Tier eine Art Schutzgottheit steht, die verletzt wird, wenn man ein Tier tötet. Und in unserer Jagdtradition wird dem erlegten Tier noch heute ein „letzter Bissen“ in das Maul gelegt – eine symbolische Aussöhnung mit dem Lebewesen, das getötet wurde.

Doch diese Haltung ist unserer heutigen Gesellschaft weitgehend verloren gegangen. Wenn wir Fleisch kaufen und essen, denken die wenigsten an das Schicksal des Tieres und haben damit auch nicht dieses Unrechtsbewusstsein in sich. Wenn man sich allerdings die Massentierhaltung genauer anschaut und unter welchen Bedingungen die Tiere dort leben, dann bin ich noch keinem Menschen begegnet, der das in Ordnung findet. Die meisten sind der Meinung, dass es nicht so sein sollte. Doch der Kontakt zum Tier ist ihnen verloren gegangen und die Schlachtung wird verdrängt. Dementsprechend kann

man auch keinen Akt der Wiedergutmachung mehr vollbringen.

Was tritt denn an die Stelle dieser Wiedergutmachungsriten? Heute ist das Regelwerk des Schlachtens ja nicht durch die Religion, sondern vor allem von den Gesetzen des Staates bestimmt. Welche Folgen hat das?

Die Hauptfolge – oder ein Symptom, wenn man so möchte – ist, dass wir diese Massenschlachten vollkommen aus unserem Bewusstsein und dem gesellschaftlichen Diskurs ausblenden. Dass man das Töten verrechtlicht hat, kann vielleicht eine gewisse Gewissensberuhigung sein. Man gibt die Verantwortung ab und sagt: Wenn es nach rechtlich geregelten Standards abläuft, dann wird es schon in Ordnung sein. Doch das ist ein Kurzschluss. Und das eigentliche Problem wird dabei ausgeblendet.

Glauben Sie also, dass es ein metaphysisches oder religiöses Element braucht, damit der Mensch mit dem Gewissensbiss der Tötung eines Tieres zurechtkommen kann?

Einfach gesagt, lässt uns Menschen, die wir ja Emotionen und Empfindungen haben, die Konfrontation mit Gewalt nie unberührt. Deshalb brauchen wir Verdrängungs- oder Bewältigungsstrategien und die können ganz unterschiedlich aussehen. Man kann sich zum Beispiel entscheiden, diese Gewalt nicht mehr zuzufügen und „auszusteigen“, indem man auf Fleisch verzichtet. Menschen, die beruflich mit dem Schlachten zu tun haben, besonders in großen Schlachthäusern, wo sie stundenlang am Tag im Akkord Tiere töten, sind einem hohen Risiko von posttraumatischen Belastungsstörungen ausgesetzt. Es kommt dort häufig zu Verdrängungsstrategien wie etwa Alkoholismus oder Substanzmissbrauch.

Dort, wo die Lebensordnung durch die Tötung zerstört wurde, musste sie auch wiederhergestellt werden.



Martin M. Lintner ist 1972 geboren und auf einem Bergbauernhof in Aldein aufgewachsen. Er studierte Theologie in Innsbruck, Wien und Rom, lehrt seit 2009 als Professor für Moraltheologie und ist seit 2024 Dekan der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Brixen. In seinen Veröffentlichungen beschäftigt er sich häufig mit ethischen Fragen zum Verhältnis zwischen Mensch und Tier.

Eine weitere Reaktion, die oft beschrieben wird – und das lässt sich eher psychologisch erklären als metaphysisch – ist die Anwendung extremer Gewalt. Für ein Buch über die Würde des Tieres hat Kurt Remele Gespräche mit Menschen geführt, die in Schlachtungsbetrieben arbeiteten. Dort gab es Leute, die Tiere brutal behandelten und ihnen noch vor der Betäubung in den Rüssel stachen, um ihre Überlegenheit zu demonstrieren. Die Psychologie würde sagen, dass diese Menschen das Tier zu einem Objekt machen, um sich von ihm zu distanzieren und es psychisch besser verarbeiten zu können, dass sie ihm Gewalt zufügen oder es töten müssen. Auch das kann eine Bewältigungsstrategie sein.

Das ist etwas, was man zum Beispiel auch von den Erzählungen der Wächter in den Konzentrationslagern kennt.

Ja, genau. Es ist dieselbe Dynamik, die sich auch dort widerspiegelte.

Welche Bedeutung hatte das Töten von Tieren in der christlichen Tradition und wie ist man dort mit diesem inneren Gewissenskonflikt umgegangen?

Das Christentum hat interessanterweise von Anfang an die Tieropfer abgeschafft. Um das zu erklären, muss ich aber zunächst ein Wort zu den rituellen Schlachtungen zur Zeit Jesu sagen, die im Alten Testament beschrieben werden. Jene hatten damals eine wichtige religiöse und gesellschaftliche Funktion. Beim Sündenbockritual versuchte man durch die Schlachtung eines Tieres deutlich zu machen, dass das menschliche Fehlverhalten, sei es individuell oder kollektiv, lebensvermindernde bis tödliche Folgen hat.

Diese negativen Folgen wurden auf das Tier übertragen, das man als Sündenbock getötet oder in die Wüste geschickt hat, wo

es dann umgekommen ist. Damit wollte man zeigen: Wir bekennen uns zu unseren Fehlern, aber wir vertrauen darauf, dass Gott die Folgen nicht an uns spürbar macht, sondern an diesem Tier. Das Tier erleidet die Gewalt und den Tod, damit wir davon befreit werden. Dieses Ritual hatte eine starke soziale Funktion, die der französische Kulturanthropologe René Girard sehr gut beschrieben hat: Aggressionen wurden kanalisiert und dadurch auch abgebaut, Konflikte entspannt und die Gemeinschaft ging gestärkt daraus hervor.

Und dann gab es noch ein anderes Ritual, wo die Hälfte des Blutes, wenn ein Tier im Tempel getötet wurde, auf den Altar geschüttet wurde. Das geht auf die archaische Vorstellung zurück, dass das Blut das Leben ist und dass, wenn Gott der Ursprung des Lebens ist, ihm dieses Leben auch gehört. Die eine Hälfte des entnommenen Blutes wurde daher Gott auf dem Altar angeboten und die andere über die feierliche Gemeinde versprengt, um zu symbolisieren, dass durch dieses

rituelle Opfer neues Leben geschenkt wird. Für unsere heutigen Vorstellungen ein grausiges Ritual.

Während diese Rituale im Alten Testament oder in anderen religiösen Traditionen präsent sind, sucht man sie im Christentum vergeblich.

Warum?

Weil die Schlachtung des Opferlammes am Paschafest durch den Tod Jesu abgelöst wurde. Das heißt: In dem Moment, wo Jesus sein Leben hingibt und dadurch Le-

ben schenkt, brauchen wir dieses Ritual der Tiertötung nicht mehr. Im Johannes-

Evangelium – das ist das jüngste Evangelium – ist es sogar so,

dass Jesus in derselben Stunde am Kreuz stirbt, wo die Paschalämmer geschlachtet werden. Er hat also sein

Leben hingegeben und deshalb brauchen wir jetzt keine Paschalämmer mehr zu töten. Dadurch hätte das Christentum eigentlich das große Potenzial gehabt, eine sehr tierfreundliche Religion zu sein. Man muss allerdings sagen, dass es bei seiner Ausbreitung geprägt wurde vom hellenistischen Denken. Dieses hat die Tiere und Menschen radikal voneinander getrennt: Tiere als nicht-rationale, der Mensch als rationales Wesen; Tiere als Objekte, Menschen als Subjekte.

Das Christentum hätte eigentlich das Potenzial gehabt, eine sehr tierfreundliche Religion zu sein.



Nach alter Jagdtradition wird dem getöteten Tier ein „letzter Bissen“ in das Maul gelegt.

Diese Trennung hat das Christentum in gewisser Weise übernommen und damit auch die potenzielle Tierfreundlichkeit wieder verloren.

Aber braucht es diese Trennung nicht, damit man den Menschen überhaupt als ein Lebewesen verstehen kann, das sich über den ureigenen Tötungsinstinkt stellt?

Es gibt natürlich eine Differenz, die wir zwischen uns als Menschen und zwischen den Tieren beobachten. Aber das Problem ist, dass man diese Differenz als eine Legitimation verwendet hat, um Tiere wie Objekte zu behandeln und sie den menschlichen Interessen unterzuordnen. Da wir Menschen eine Fähigkeit zur Verantwortung oder Moral haben, sollen wir die Tiere aber als das respektieren, was sie sind, nämlich als Lebewesen mit einem Lebensinteresse. Viele von ihnen sind zudem empfindungs- und schmerzfähig. Nur tun wir das bis heute nicht.

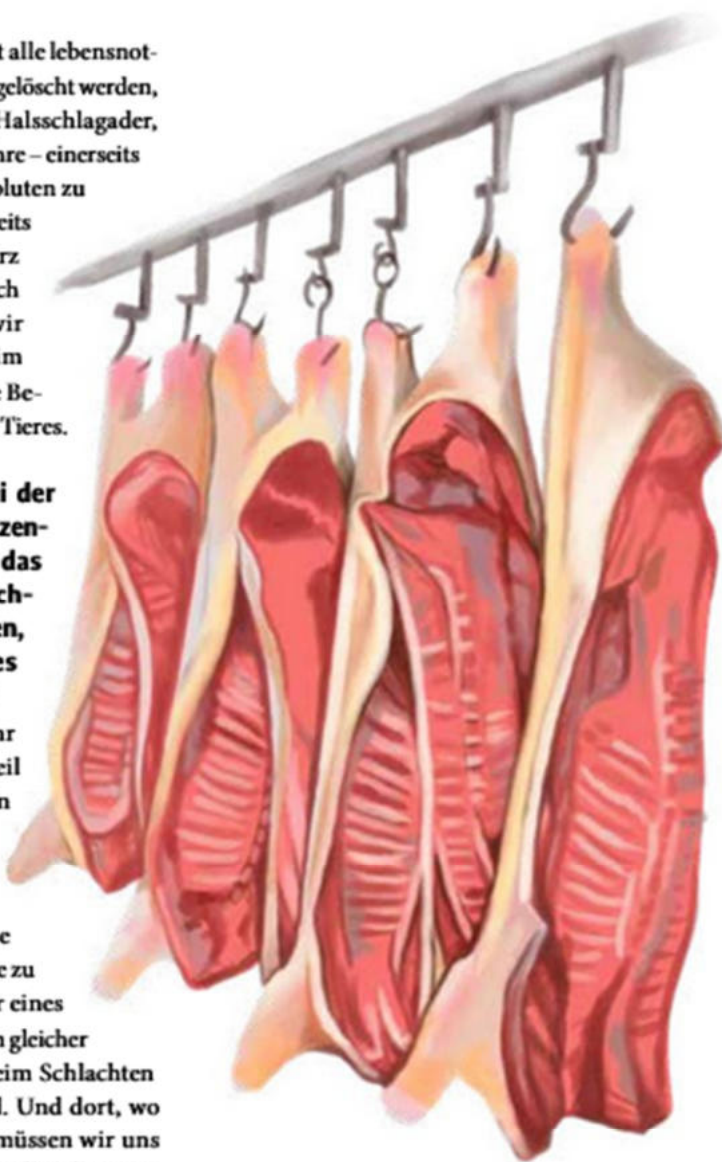
Dem Tier selbst wurde bei frühen Ritualen eine große Bedeutung zugeschrieben. Ihm wurde in gewisser Weise mehr Respekt gezollt als beim heutigen Massentöten. Würden Sie sagen, dass die rituellen Opfer menschlicher waren als das, was wir heute erleben?

Bis zu einem gewissen Punkt. Die Opfertiere mussten makellos sein, es waren wertvolle Tiere, die man sorgfältig ausgewählt hat. Und die Opferhandlung selbst war kein tägliches Geschehen, sondern ein seltenes Fest. Dazu kam das Bemühen, es für das Tier so schmerzfrei wie möglich zu machen. Da man im Alten Testament kein Blut genießen durfte, gab es die Schächtung, eine Form der Tötung, bei der das Tier vollkommen ausblutet. Das war auch ein Versuch, den Tötungsakt so schnell und schmerzfrei wie nach damaliger Möglichkeit zu gestalten, nämlich indem mit einem

einzigem sauberen Schnitt alle lebensnotwendigen Funktionen ausgelöscht werden, durch die Trennung von Halsschlagader, Nervensystem und Luftröhre – einerseits um das vollständige Ausbluten zu ermöglichen und andererseits um eben die Tötung so kurz und schmerzlos wie möglich zu machen. Davon sind wir heute weit entfernt, auch im Hinblick auf die religiöse Bedeutung der Tötung eines Tieres.

Leidensfreiheit ist bei der Schlachtung für Sie von zentraler Bedeutung. Ist das ein Versuch, das Schlachten moralisch zu machen, ähnlich der Idee eines „gerechten Krieges“?

Wir reden heute nicht mehr vom gerechten Krieg, weil das bedeuten würde, ein Krieg könne auch gut sein. Man sagt höchstens, er kann als Übel gerechtfertigt sein, beispielsweise wenn es darum geht, Dritte zu schützen, die sonst Opfer eines Aggressors werden. Und in gleicher Weise würde ich auch beim Schlachten sagen: Es bleibt ein Übel. Und dort, wo es nicht vermeidbar ist, müssen wir uns fragen, wie wir es so gestalten können, dass es ein geringeres Übel ist. Und wenn es das geringere Übel ist, ein Tier nicht unter Schmerzen und Stress zu töten, dann müssen wir genau das tun. Das ist im Übrigen auch der Kritikpunkt, den ich als Tierethiker immer wieder bekomme. Manche Tierrechtsgruppen sagen, Tiere hätten die gleichen Rechte wie Menschen und damit auch das gleiche Lebensrecht. Sie kritisieren, dass das, wofür ich mich einsetze, nicht das Nicht-Töten sei, sondern lediglich eine humanere Form der Tötung, die die grundlegende



Problematik nicht löse. Diese Kritik ist berechtigt. Ich stehe da tatsächlich in einer Spannung. Meine Grundposition bleibt: Nach Möglichkeit sollten wir gar nicht schlachten. Das wäre das richtige Vorgehen. Wir reden von „humaner“, wenn wir Schmerz vermeiden, aber blenden damit aus, dass wir einem Tier, das ein grundsätzliches Lebensinteresse hat, sein einziges Leben nehmen. Und das kann tatsächlich nicht human sein. Z

Macht seinem Nachnamen mit diesem Artikel alle Ehre. **MATTHIAS FLEISCHMANN**

